

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Meruél, E.: Ländliche Hagestolze. Dorf-Humoreske [6 Bilder; Claudius, Wilhelm]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Ländliche Hagestolze.

Eine Dorf-Dumoreste aus dem Kogellenbegener Lante.
Von C. Meruëll.



n dem kleinen Winkelgäßchen, das sich hinter meines Großvaters Haus hinzieht, oder eigentlicher hinter dem Garten und der Scheune, die dazu gehören, und das die Kirchgasse mit der Schleiergasse verbindet, stehen drei

Häuser, an deren jedes sich ein Garten anschließt. Das mittlere davon, in gelbem Anstrich prangend, mit dem hohen, spitzen Giebel in das Gäßchen sehend und von zwei prächtigen Birnbäumen beschattet, wurde vor Jahren von vier Geschwistern bewohnt: einer Schwester und drei Brüdern, welche letztere Tüncher waren. Der älteste davon, mit Namen Johann Peter, war ein kleiner, passiger Geselle, der im Hause das Wort und Regiment führte. Dann kam Johann Philipp, gleichfalls ein kleiner, aber im Gegensatz zu Johann Peter, sehr stiller Mensch, mit gelblichlichem, „verkrüppelten“ Gesichte; der dritte der Brüder, Johann Jakob, war das gerade Gegenteil der beiden andern: ein halber Riese, mit starken, ungeschlachten Gliedern, die unbeholfen an ihm herumischlenkerten — selbst sein ungeheurer Kopf hatte eine unwiderstehliche Neigung zum Schlenkern — und einem blaternarbigem Gesichte, das aussah, als ob einmal Erbsen darauf gedroschen worden wären. Kurz, keiner von den dreien war ein Adonis. Auch Ann'-Marie, die Schwester, konnte man füglich nicht zu dem „schönen“ Geschlecht zählen. Doch aber eines war an ihnen wirklich schön: es war dies die exemplarische geschwisterliche Eintracht, in der sie miteinander lebten; in dem gelben Hause zwischen den hohen Birnbäumen gab es nie Streitigkeiten, nie hörte man dort Zank und Lärm, wenn man vorüberging; die vier Geschwister lebten und hausten miteinander stille und von der Welt möglichst abgekehrt, jedes seinem Verufe nachgehend.

Ich habe schon gesagt, daß die drei Brüder das Tünchergewerbe betrieben, auf dem Lande aber kann der Handwerker nicht ohne ein wenig Landwirtschaft bestehen; so hatten denn auch die vier Geschwister etwas Ackerland und einen kleinen Viehstand, was alles Ann'-Marie neben den Haushaltsgeschäften besorgte, während die Brüder auf dem Handwerk arbeiteten.

So war dies schon jahrelang gewesen und keinem von ihnen noch je eingefallen, daß es anders sein oder einmal anders werden könne, sie hatten miteinander fortgelebt, ein Jahr um das andere, und waren mitein-

ander älter geworden, und mit den Jahren hatten ihre Gewohnheiten immer festere Wurzeln geschlagen. Sie spannen das Leben so fort, wie es zu Lebzeiten ihrer Eltern schon bei ihnen Gebrauch gewesen war. Da war niemals eines von ihnen ins Wirtshaus oder auf den Tanzboden gekommen; sie hatten mit niemand Kameradschaft geschlossen, nie an geselligen Vergnügungen Anteil genommen, sie waren immer für sich geblieben. An den Wochentagen wurde gearbeitet, denn für sie waren dies „Werktage“, und an den Sonn- und Feiertagen in die Kirche gegangen, und war das Wetter schön, so machten sie wohl auch einen Gang durch die Felder, um nach dem Gedeihen der Früchte zu schauen — das war alles.

Ans Heiraten aber hatte nie einer von ihnen gedacht; wozu auch? Ann'-Marie sorgte für alles, was die Brüder brauchten, und diese wieder sorgten ihrerseits, daß der Ann'-Marie nichts fehle, was sie für die Haushaltung nötig hatte. Was bedurften sie weiter?

So kam es denn, daß die Leute sich gewöhnten, das vierblättrige Kleeblatt im gelben Hause als Sonderlinge zu betrachten, die man sich als solche gefallen lassen müsse. In früheren Jahren da gab es wohl hier und da eine Mutwillige, die sich das Vergnügen machte, den Johann Philipp oder den Johann Jakob zu necken, und sich an deren linksischer Verlegenheit zu weiden — an den Johann Peter, der schneidiger war und eine scharfe Zunge hatte, wagte sich keine —, aber das war schon lange her und die Brüder wurden längst nicht mehr als Heiratskandidaten betrachtet; man ließ sie jetzt einfach ihre Wege unbeachtet gehen. Plötzlich aber nahm das Leben derselben eine ganz unerwartete Wendung: Ann'-Marie hatte sich eines Tages eine starke Erkältung zugezogen — und es dauerte nicht lange, so wurde aus dem gelben Hause ein Sarg auf den Friedhof getragen.

Das war ein harter Schlag! Der härteste, der die Brüder treffen konnte. Erst jetzt erkannten sie so recht, was sie an der Verbliebenen gehabt, denn bisher hatten sie deren Fürsorge als etwas ganz Selbstverständliches, als etwas, das gar nicht anders sein könne, hingenommen; nun aber wurden sie plötzlich mit Schrecken gewahr, welche Lücke der Tod in ihr Leben gemacht, was es heiße in einer Haushaltung, wenn die ordnende, sorgliche weibliche Hand fehlt. Daran hatten sie nie gedacht, und sie vermisten dieselbe jetzt an allen Ecken und Enden.

Ratlos saßen sie darum die ersten Tage nach dem Trauerfalle in der großen Wohnstube beisammen — sie kamen sich wie verwaist vor, diese drei Männer. Kamen sie nun müde und hungrig von der Arbeit heim, so stand nicht, wie sonst, das warme Essen schon auf dem Tische; sie mußten sich mit einem Stück Brot und Käse oder Wurst begnügen; das ging wohl einmal auch zweimal, aber nicht für die Dauer. Wollten sie frische Wäsche anlegen, so fanden sie nichts in gutem Zustande. Das Vieh brüllte im Stall, weil es kein Futter bekommen hatte; die Hühner und Gänse auf dem Hofe gaderten durcheinander und flogen gegen die Fensterscheiben, weil man auch ihrer vergessen hatte. Der Garten beim Hause verwilderte, und das abgefallene Obst lag haufendick unter den Bäumen und verfaulte. Kurz, die ganze Haushaltung war mit einemmal aus Rand und Band. „Hört,“ sagte endlich Johann Peter zu seinen Brüdern, „das Ding kann so nicht fortgehen! Es geht uns alles zu Grund und wir selber mit; wir müssen wieder eine Frauensperson im Hause haben, die für die Wirtschaft sorgt.“

Ja, das war bald gesagt. Die Brüder nickten auch ihre Einwilligung; sie ließen dem Johann Peter freie Hand, die erforderliche Frauensperson zu besorgen, denn es war unter ihnen eine längst ausgemachte Sache, daß dieser alles am besten verstehe.

Johann Peter mietete dem auch schon am nächsten Tage eine tüchtige Bauernmagd, die im Feld und Stall zu wirtschaften verstand, und vermeinte mit dieser wohlgeborgten zu sein und alles würde nun wieder seinem gewöhnlichen Gang nehmen. Aber man sollte bald zu einer andern Erkenntnis kommen. In einer Hinsicht zwar hatten sie es ja ganz gut getroffen, denn in Feld und Stall war die Gretel buchstäblich zu Hause — sie war eine richtige Bauernmagd, aber auch durchaus nichts weiter.

Der Bauer zeigt in der Regel mehr Fürsorge für sein Vieh als für seine Angehörigen — wenigstens in den meisten Fällen —, und wenn ihm eine Kuh krank wird, die ihm sein schweres Geld gekostet, so nimmt er sich dies oft mehr zu Herzen, als wenn sich seine Frau klagt; eine Frau kann er ja, falls der seinen etwas Menschliches zustoßen sollte, wieder bekommen und erhält dann sogar noch eine Wittig obendrein, eine Kuh aber! das ist für ihn schon bedenklicher. Umsonst sagt er nicht: „das liebe Vieh“, das „liebe“ Weib hört man ihn niemals sagen.

In dieser Anschauungsweise war auch Gretel aufgewachsen. Der Stall war daher der Hauptgegenstand ihrer Fürsorge; das Haus dagegen und besonders die Küche waren für sie geringfügige Nebensachen. Daber kam es denn, daß die drei Brüder jeden Tag eine neue Überraschung hatten, selbstverständlich aber keine angenehme und zwar lauter Dinge, die zu Ann-Maries Zeiten niemals vorgekommen waren. Setzten sie sich an den mit schwarzem Wachstuch, statt des weißen Tischtuchs, bedeckten Tisch — eine Mode, welche die hauswirthliche Ann-Marie eingeführt hatte, um die viele Wäsche zu sparen — so standen Speisen darauf, wie sie dieselben in dieser Form noch nie gesehen und verkostet hatten, auch fanden sie selten Geschmack daran. Wollten sie sich zu Bette legen, so konnte es vorkommen, daß sie ihre Lagerstätte noch im selben Zustande wiederfanden, wie sie dieselbe am Morgen verlassen; es blieb ihnen also nur die Wahl, entweder ihre Strohsäcke selbst aufzuschütteln, oder sich in den „alten Segen“ niederzuliegen. Wollten sie frische Wäsche anlegen, so konnten sie dieselbe der Farbe nach von dem Aischentuche nicht wohl unterscheiden; von den vielen Knöpfen und Schnüren ganz zu schweigen, die sich durch ihre Abwesenheit bemerklich machten, während an der Stelle, wo sie von Rechts wegen hätten sitzen sollen, melancholische Furchen herrschte und der Welt Schmerz über die Vergänglichkeit aller Dinge aus allen Nähten herausfab. Was nun die kulinarischen Kunstproduktionen der wackern Gretel betraf, so hatten sich ihre Leistungen darin nach und nach fast bis ins Unmögliche gesteigert und lange hatten die Brüder dazu geschwiegen; Johann Philipp und Johann Jakob würden sehr wahrscheinlich noch ferner dazu geschwiegen haben, und hätte ihnen Gretel Schuhwische vorgefetzt, so würden sie diese vielleicht auch mit Todesverachtung hinuntergewürgt haben; aber Johann Peter hatte keine solche Lämmleinsgeduld und fühlte sich keineswegs zum Märtyrer des Kochlöffels berufen, daher gab es Reprimanden — zuerst piano, dann crescendo und endlich fortissimo.

Aber Gretel ihrerseits war auch durchaus keine Lämmleinsnatur, sondern ein resolutes, handfestes

Frauenzimmer, mit starken Augenbrauen und einem dunkeln Flaum auf der Oberlippe, sie ließ sich nichts gefallen und hätte es wohl mit einem halben Dutzend solch kleiner Johann Peter aufgenommen. Sie verstand ihre Sache, sie! sie wußte mit dem Vieh umzugehen, — alles andre war ja pure Nebensache! —

Unter solchen Umständen konnte es denn nicht fehlen, daß es eines Tages zum Zusammenstoß zwischen diesen beiden feindlichen Mächten komme. Die nächste Veranlassung dazu war der Besuch eines überheimischen Betters, den man mit versalzener Suppe und angebranntem Sauerkraut zu regalieren genötigt war, da Gretel einmal wieder ihren Stallpferdchen mehr Aufmerksamkeit zugewandt hatte als ihren Kochtöpfen. Der Better, überdies ein Feinschmecker, schüttelte sich vor Entsetzen, als er vernahm, daß die drei Leidensbrüder fast täglich zu solcher Kost verurteilt seien, und meinte, dann seien sie in dieser Beziehung ja schlimmer daran als Sträflinge, die wenigstens in der Regel ihre wohlzubereitete Nahrung hätten. „Ich wüßte euch ein Mädchen“, sagte er, „die für euch passen würde: der Polizeidiener in meinem Ort hat einen ganzen Haufen Kinder; seine Älteste hat in der Stadt gedient und versteht Küche und Haushaltung aus dem Fundamente. — Habe selbst eine Probe von ihrer Kochkunst verkostet, als sie kürzlich Hochzeitsköchin bei meinen Nachbarnleuten war. Ich sage euch, das Wasser läuft mir allemal im Munde zusammen, so oft ich an den prächtigen Heringsalat denke, den sie gemacht hat!“ Und der Better schnalzte mit der Zunge im Nachgeschmack dieser Herrlichkeit und seine kleinen runden Augen drückten ein schmachzendes Verlangen nach einem künftigen Heringsalat aus.

Heringsalat! Was wußten die Brüder von solch einem „Herrnessen?“ Dergleichen Luxusgerichte waren noch nie auf ihren einfachen Tisch gekommen, und sie verlangten auch nicht darnach; ihnen genigte eine nahrhafte Hausmannskost, wenn sie nur irgend genießbar zubereitet war.

Johann Philipp und Johann Jakob nickten daher nur stumm ihre Verpflichtung zu des Betters Bemerkung, auch ohne eigene Erfahrung von der Vortrefflichkeit des von Mine bereiteten Heringsalates überzeugt, denn der überheimische Better war in kulinarischen und auch etlichen andern Dingen für sie eine Autorität.

Johann Peter, der Praktikus, aber meinte: „hm, wir brauchen just keine Herrschaftsköchin; wenn sie nur so kochen kann, daß ein menschlicher Magen nicht zu schanden wird. Wie steht es aber mit der Landwirthschaft, versteht sie die auch so gut? Denn darauf muß unferrens notwendig sehen.“

„Se, warum sollte sie die nicht verstehen? Ist sie doch auf dem Lande aufgewachsen!“

„Schon wahr — hm, — aber wenn sie die Stadtpöffen im Kopf hätte, so taugte sie trotzdem nicht für uns; vielleicht gefiele es ihr selbst auch nicht in unserm Hause. Bei uns giebt es keinen Heringsalat — auch Braten nur alle hohen Festtage; so war es von jeher bei uns eingeführt. Wir sind einfache Handwerksleute, die hart arbeiten müssen, Lederbissen schlagen bei uns nicht an.“

„Ei nun, bei der Mine ihrem Vater giebt es auch nicht alle Tage Gebratenes; bei solch einem Haufen Kinder geht es manchmal knapp her, das könnt ihr wohl denken, und die Mine wird gewiß froh sein, wenn sie wieder einen guten Dienst bekommen und ungezählte Kartoffeln essen kann.“

Johann Peter rieb sich nachdenklich die Nase, denn

er, als der älteste, war der verantwortliche, das war so hergebracht; er mußte für die andern denken und handeln, darum auch vielleicht war er ein Grübler geworden, und wollte allem auf den Grund sehen. Er äußerte deshalb seine Verwunderung, daß die ländliche Kochkünstlerin unter so bewandten Umständen nicht lieber in der Stadt geblieben sei. Doch der Better entgegnete, daß das Mädchen die Stadtlust nicht habe vertragen können und deshalb gerade einen Dienst auf dem Lande suche.

„Nun, wenn es so ist,“ meinte zuletzt der bedächtige Johann Peter, „so wollen wir uns die Sache einmal überlegen.“

Am nächsten Tage schon, der Better war kaum wieder abgereist, kam Johann Peter ganz plötzlich zum Schluß seiner Überlegung.

Es hatte stark geregnet und er kam mit nasser Fußbekleidung von der Arbeit; rasch wollte er daher trockene Socken anziehen, allein er suchte an allen Ecken und Enden vergebens danach. O, Ann'-Marie, wie warst du doch so sorgsam! Endlich fand er ein Paar in einem Winkel, allein als er mit dem Fuß hineinschlüpfen wollte, kam der selbe am andern Ende wieder heraus. Da riß ihm denn doch der letzte mürrche Geduldsfaden:

„Was sind denn das wieder für Sachen, Gretel!“ rief er mit kaum unterdrückter Wut. „Hält Sie uns vielleicht für so vornehme Leut', daß wir durchbrochene Strümpfe tragen, oder meint Sie im Gegentheil, wir wären Bettel-leut', für die solche Lumpen gut genug wären?“ Wir sind keines von beiden, sondern ordentliche Bürgerleut', die an Ordnung in ihren Sachen gewöhnt sind; versteht Sie mich? Da war's doch anders bei uns zur Zeit unsrer seligen — „Ann'-Marie,“ ergänzte Gretel in höhnischem Tone. „Nun ja, man weiß schon, hat es ja oft genug hören müssen, um das alte Lied zuletzt auswendig zu wissen, aber wißt Ihr, Johann Peter, was die Leut' reden von der seligen Ann'-Marie? Ich will's Euch jetzt doch auch einmal sagen, denn ich bin's doch endlich müd', nur immer das bekannte Loblied anhören zu müssen — und damit Ihr auch wißt, warum unsereins nicht für nötig findet, sich für die paar Gulden Lohn so zu schinden und zu plagen und sich, wie Eure Ann'-Marie, unter die Erd' zu schaffen: Eure Ann'-Marie, sagen sie, war halt ein Geiztragen gewesen, der sich lieber zu tot gequält hätt', als andern auch etwas zu verdienen zu geben. So toll bin ich aber nicht, es auch so zu machen, ich hab' genug zu thun mit dem Vieh und der Feldarbeit, und wenn Ihr Eure andern Sachen in Ordnung haben wollt, so gebt ein paar Kreuzer aus. Auf Euern Kirchhof preßiert mir's noch lang nicht.“

Und damit war sie zur Thüre hinaus. Johann Peter aber, ganz sprachlos vor Erstaunen,

machte ein langes Gesicht und sah ganz verblüfft, bald auf die Stelle, wo diese Huldgestalt seinen Blicken entschwand, bald auf die durchlöchernten Socken in seinen Händen.

Plötzlich aber weckte ihn ein wahrer Höllenlärm von der Küche her aus seiner Erstarrung. Es schien, als wolle Gretel ihren ganzen Zorn an den unschuldigen Töpfen und Schüsseln auslassen, denn das war ein Gerassel und ein Geprassel und Getöse, als ob dort das wilde Heer hauste oder ein Hexensabbath abgehalten würde.

Dieser heillose Unfug rief denn doch den mannhafsten Johann Peter zu den Waffen.

Al' seinen Mut zusammennehmend und sich seiner Hausherrnwürde erinnernd — denn einem so wehrhaften Frauenzimmer gegenüber, das zu einer schlagfertigen Antwort stets bereit war, bedurfte es dessen in hohem Grade — trat er,



„Hält sie uns vielleicht für so vornehme Leut', daß wir durchbrochene Strümpfe tragen?“

die Arme übereinandergeschlagen und den Kopf emporgerichtet, in die Küchentüre und sagte so ruhig es ihm immer möglich war: „Hör' Sie einmal, Gretel! Das kann nicht so fortgehen; nervenschwach braucht man nicht gerade zu sein, um einen solchen Spektakel nicht vertragen zu können; wenn Sie aber den Geschirrhändler absolut in Erfahrung setzen will, so thue Sie es auf ihre eigenen Kosten. Dort ist die Thüre — verstanden?“

„Um,“ machte die Gretel schnippisch, „einen Wegweiser brauch' ich nicht, und einen andern Dienst hab' ich schon — und einen bessern als bei Euch — gebt mir nur meinen Lohn, dann sind wir gleich miteinander fertig und Ihr mögt Euch nach einer „seligen Ann'-Marie“ umsehen.“

Damit legte sie augenblicklich den Kochlöffel ans der Hand, packte ihr Bündel und, ohne auch nur das Mittagessen noch fertig zu kochen, verließ sie das gelbe Haus.

Das war die erste derartige

Erfahrung, welche die Brüder machten.

Als die beiden andern nach Hause kamen, waren sie nicht wenig verdutzt, kein Mittagessen vorzufinden; in dessen, das konnte nun einmal nicht geändert werden, sie mußten sich für diesmal schon mit kalter Kost begnügen und sie thaten dies auch stillschweigend, während Johann Peter, dessen Galle sich noch nicht ganz beruhigt hatte, ihnen das Vorgefallene berichtete, wobei natürlich alle schlimmen Eigenschaften der entwichenen Sünderin in das hellste Licht gesetzt wurden und dargethan, daß man nichts an ihr verloren habe; mit einer andern würde man sicher besser daran sein.

„Es hilft jetzt nichts,“ schloß der Redner, „eine andere müssen wir haben — und ich meine, es wäre halt am besten, wenn wir jetzt gleich die Mine holten, von welcher der Better soviel Rühmens machte; da wird man doch endlich wieder in die gewohnte Ordnung kommen. Du, Stilllieb (das war nämlich Johann

Philipp's Necken in der Familie, weil er der stillste von allen war) könntest dich morgen früh aufmachen und das Mädchen abholen. Du bist ja so ein süßer Zuckerstengel, so wird sie mit dir vielleicht am liebsten gehen."

Johann Philipp machte nun zwar eine jämmerliche Grimasse und wehrte sich anfangs gewaltig gegen den listigen Auftrag, ein Mädchen abzuholen; allein es half ihm nichts, denn Johann Peter war die Autorität im Hause, der sich die beiden Jüngern von jeher zu unterordnen gewöhnt waren. So machte er sich denn des andern Morgens beizeiten auf den Weg und brachte am Abend des zweiten Tages richtig die Jungfer Mine wohlbehalten in das gelbe Haus.

Diese, das gerade Gegenteil von der resoluten Gretel, war ein bleichsüchtiges, hageres Mädchen, sehr zimpflich, ein wahres Kräutchen „Nührnichichtan." —

Johann Peter, der Praktische, erschrak nicht wenig, als er sie sah, und machte seinem Bruder Vorwürfe, daß er sie überhaupt mitgebracht, „denn das hättest du ihr doch gleich ansehen können, daß die für uns nicht paßt," hatte er zu diesem gesagt. Und darin hatte er auch nicht unrecht; indessen, was wollte man machen? sie war nun einmal da, „aber der Vetter ist ein Erzdummkopf," meinte er, und darin hatte er wieder nicht ganz unrecht.

Es stellte sich nun auch bald genug heraus, daß Johann Peter, die „Jungfer" Mine, wie er sie malicios nannte, ganz richtig beurteilt hatte; sie paßte keineswegs in das gelbe Haus, d. h. ihre Hausarbeit verfaß sie pünktlich: da fehlte kein Knopf und kein Schnürchen, da gab es keine zerrissenen Socken und kein ungemachtes Bett mehr, auch in der Küche ging es bald wieder nach der althergebrachten Weise, nachdem Johann Peter ein für allemal den Küchenzettel entworfen hatte, aber — was darüber war, das war vom Ubel. Von der Landwirtschaft verstand sie, trotz des Veters Versicherung und trotzdem sie auf dem Lande aufgewachsen, auch nicht die Probe.

Garten und Ackerland glichen darum bald einer vollständigen Wildnis, und das Vieh brüllte und gackerte oft durcheinander, als ob ihnen allen der Hals abgeschnitten würde. Ging dann Johann Peter, um der Ursache dieses Betergeschreis nachzuforschen, so war dies meistens der Hunger, der die armen Tiere so quälte, daß sie unruhig wurden, — „Jungfer" Mine hatte vergessen, sie zu füttern. Hatte sie nun einen Verweis, wenn auch anfangs noch so gelinde empfangen, so fing sie zu weinen an, lief in ihre Kammer und schloß sich ein, oder aber sie suchte ihre Unkenntnis hinter der Ausrede zu verbergen, daß „bei ihr zu Haus" alles ganz anders sei.

Dergleichen Vorfälle häuften sich von Tag zu Tag mehr und somit auch die Verweise, die immer bitterer wurden, da in Johann Peters Natur ohnehin schon eine starke Dosis Herbigkeit lag. Kurz, Mine, die „empfindliche Stadjungfer", wie jener sie nannte, erklärte zuletzt, sie habe das Heimweh und würde sicher krank werden, wenn man sie nicht ziehen lasse.

„Das fehlte gerade noch, daß man am Ende auch noch ein solches Schicksal über den Hals bekäme," meinte Johann Peter, „lieber dann heute als morgen!" Dies ließ Mine sich nicht zweimal sagen.

Das war also Erfahrung Nummer zwei und die Brüder hielten abermals Rat, was nun zu beginnen sei, d. h. „Rat" kann man nicht eigentlich sagen, denn es war nur Johann Peter, welcher Vorschläge machte, die andern nickten zu allem.

„Ich will euch etwas sagen," ließ jener sich vernehmen, „der krumme Schuster-Beitel in der Klostersgasse hat ja ein ganzes Regiment von Mädchen; sollte da denn keines für uns dazwischen sein? Der wird gerne eine abgeben und Heimweh bekommt die sicher nicht, denn in der alten Baracke, die er bewohnt, soll Schmaltzhans Küchenmeister sein. Ich denke, ich gehe einmal zu dem Beitel und lasse mir ein Paar von meinen alten Stiefeln von ihm fliden; dabei kann ich mir seine Frauensleut' gelegentlich ansehen und finde ich, daß eine davon für uns paßt, so kann man weiter von der Sache sprechen."

Die Brüder nickten, wie gewöhnlich, ihren Konsens und Johann Peter trabte, ein Paar alte Stiefeln unter dem Arm, zu dem Schuster-Beitel in die Klostersgasse.

Der Schuster-Beitel war ein Schlaupf; als er den Johann Peter das Gäßchen heraufkommen sah, konnte er sich schon so ziemlich denken, was ihn hieherführe, und die zerrissenen Stiefeln, die jener zum Vorwand nahm, machten den geriebenen Zunftgenossen des „heiligen Crispinus" keinen Augenblick irre — hatten die drei Brüder doch nie vorher etwas bei ihm machen lassen, denn die brauchten wehrhaftes Fußwerk und der Schuster-Beitel machte nur Marktschuhe, zu welchen ihm das Leder geliefert wurde. — Rasch kommandierte er daher, daß die größten Zeichen einer gewissen Unordnung beseitigt würden, denn der nicht allzugroße Raum, in welchem die ziemlich zahlreiche Familie sich befand, diente zu gleicher Zeit als Schusterwerkstätte, Wohnstube, Küche und Schlafzimmer, und da man auf dem Lande nur bei großen Gelegenheiten die Fenster zu öffnen pflegt, die ohnehin nur wahre Gucklöcher sind, so herrschte darin eine unbeschreibliche Atmosphäre, und der Geruch von Pechdrath und kochendem Sauerföhl war wahrlich nicht geeignet, dieselbe zu verbessern. Wie die Menschen in solcher Luft gesund bleiben können, war mir stets unbegreiflich, indessen übel genug sehen sie freilich in der Regel aus, wenn ihre Beschäftigung sie oft in dieselbe gebannt hält.

Der Schuster-Beitel hatte Töchter „wie die Orgelpfeifen" von zehn bis zwanzig Jahren. Die beiden jüngsten davon gingen noch in die Schule, die älteste war in einem Dienst, die zweite hantierte an einem Kochtopf auf dem Ofen und die dritte saß am Spinnrad und spann Schuhgarn, als Johann Peter eintrat. Beitel stieg von seinem Schemel auf und seine Frau ließ den Schuh, den sie gerade einzufassen beschäftigte war, erwartungsvoll auf ihren Schoß sinken.

Nach den üblichen Bewillkommungsredensarten und während Johann Peter seine Stiefelpatienten vorzeigte und mit dem Schuster besprach, was daran gemacht werden sollte, hatte er die beiden Mädchen am Kochofen und Spinnrad genau beobachtet und sich bereits für erstere entschieden.

Bei dem Schuster-Beitel hatte man schon von dem Weggehen der Mine gewußt, denn in einem Dorfe gehen die geringsten Neuigkeiten sofort wie ein Lauffeuer herum — und Pläne darauf gebaut; es wäre doch ein wahres Glück, wenn die Katharine oder die Bärbel einen Dienst und gar im Orte selbst und in einem so wohlhabenden Hause bekommen könnte! Und nun kam jetzt wirklich der Johann Peter selbst, der, wie man überall wußte, stets den Ausschlag daheim gab; das hatte sicher etwas zu bedeuten und man war daher „lauter Schmalz", wie man dort zu sagen pflegt. Der Vater rückte sein pechglänzendes Käppchen und bot die schwierige Hand zum Gruß; die Mutter nickte und verzog den Mund zu einem ungewohnten Lächeln, das

sich darum in eine Grimasse verwandelte, und die beiden Mädchen boten ihm mit holdseliger Geberde einen „guten Tag“. Katharine rückte ihm dann den einzigen Stuhl, dem man den wichtigen Besuch noch anvertrauen zu können glaubte und wischte ihn mit ihrer zweifelhaften Küchenschürze (denn es hatte den Anschein, als diene dieselbe gelegentlich auch zu anderm Gebrauch) sauber (?) ab. Johann Peter aber war gegen solche Artigkeit nicht unempfindlich und von diesem Augenblicke an gab er Katharinen den Vorzug vor ihrer Schwester, die ruhig am Spinnrad sitzen geblieben war.

Im Laufe des Gespräches kam man dann so ganz von ungefähr auf das eigentliche Anliegen; nach einigen Hin- und Herreden, wie das auf dem Lande so herkömmlich, auch wenn man im Grunde über die Sache schon ganz einig ist, kam man zuletzt überein, daß die Katharine morgen frühe in das gelbe Haus in der dreifachen Eigenschaft als Köchin, Haus- und Viehmagd einziehen sollte. Und so geschah es denn auch.

Die Katharine war ein Kapital-Frauenzimmer, das mußte man ihr lassen!

Sie verstand ihre Arbeit, sowohl was Haus und Küche betraf, als auch im Feld und Stall, denn sie hatte nicht immer in den beschränkten Verhältnissen der Schusterstube in der Klosterstraße gelebt, sie hatte fast ein ganzes Jahr auf einem großen Pachtthofe und dann drei Monate bei einem Krämer im nächsten Marktleden gedient, und einen offenen Kopf hatte sie auch, besonders wenn es darauf ankam, einen Vorteil für sich selbst zu ziehen. Sie wußte alles ungemein schlau auszuklügeln, das sollten auch die Brüder — ich wollte sagen Johann Peter, denn die andern beiden hatten nicht mehr Arg als ein neugebornes Kindlein — bald genug gewahr werden. Allerdings ging es jetzt im gelben Hause viel ordentlicher zu als zu Gretel's und Winens Zeit. Man hatte sein gehörig zubereitetes Essen, die Leibwäsche war in gutem Stande, im Haus herrschte die gewohnte Ordnung und das Vieh wurde regelmäßig und angemessen besorgt. Im Feld und Garten war wenig mehr zu thun, denn es war bereits Ende Oktober, das Obst war also bereits geerntet, der Winterkohl im Garten eingeschlagen und mit Stroh gedeckt, die Rüben in Gruben und die Kartoffeln im Keller geborgen. Auch die Einmachgemüse gährten bereits in ihren Fässern und die Würste und Schinken von dem fetten Schweine, das man selbst gemästet hatte, hingen schon im Rauchfange; man konnte also unbesorgt dem „armen Manne“, dem Winter, entgegensehen. Des Abends saß man zusammen, um Apfel und Birnen zum Dörren zu schnitzen oder Nüsse zu kernern, um Salatöl daraus schlagen zu lassen, das war so der Brauch gewesen von jeher.

Bald kam nun aber Johann Peter, die Vorsehung des gelben Hauses, dahinter, daß der Vorrat an Apfel-

und Birnenschnitzen dieses Jahr ganz merkwürdig gering war, und doch hatten die Bäume getragen, daß die Äste fast gebrochen waren. Auch die Nüsse gaben lange nicht soviel Öl aus als sonst wohl, und doch hatte man das ganz gleiche Maß in die Mühle geschickt als in andern Jahren; was man nicht zu eiguem Gebrauch nötig hatte, wurde stets verkauft. Johann Peter schüttelte den Kopf und machte sich seine Gedanken darüber. Er ging in den Keller und fand auch hier mancherlei, was ihn in gerade fein besonders angenehmes Erstaunen versetzte. In dem Kartoffelhäufen in der Kellerecke war bereits ein großes Loch entstanden und auch der Sauertraut- und der Bohnenständer waren schon beträchtlich geleert, so daß man wohl kaum bis zum Frühjahr damit ausreichen würde — und abermals schüttelte Johann Peter den Kopf. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ dachte er bei sich selbst, „da muß man der Sache doch einmal auf den Grund gehen. Zu den Kellerlöchern kann niemand hinein, denn die sind fest vergittert, es muß also ein

Kellergeistchen sein, das sich mit zu unsrer Familie rechnet und misst; dem muß ich auf die Spur kommen. Ja, wenn ich nicht wäre! die zwei andern merken in ihrem Leben nichts, die essen tüchtig und ziehen das schwarze, lederne Geldbeutelchen, ohne zu fragen woher und wohin. Die ließen sich rein ausziehen.“

Beim Abendessen — natürlich aß die Katharine mit am Familientisch, wie das auf dem Lande so der Brauch ist — sagte Johann Peter ganz freundlich, als ob er von nichts wüßte: „Katharine, es ist morgen freilich nicht der Sauertrauttag, aber ich habe so merkwürdig Lust darnach, daß man wohl einmal den Küchenzettel ändern könnte, koche Sie also nur für diesmal Sauertraut.“

Die Katharine meinte lachend: „s ist gut; wird ja wohl keine Sünde sein oder Strafe darauffstehen, wenn wir einmal Dienstags Sauertraut essen, statt Donnerstags.“

Am andern Morgen that Johann Peter, als ginge er auf die Arbeit, kam aber zu dem hintern Gartenpförtchen wieder herein und versteckte sich in einem dunkeln Winkel im Keller. Es dauerte auch nicht lange, so kam Katharine mit zwei mächtigen Schüsseln und einem großen Handforb die Kellertreppe herab. „Gut,“ dachte da Johann Peter, „das geht also gerade doppelt!“ Er verhielt sich jedoch mäuschenstill, bis sie die beiden Schüsseln gefüllt hatte. Als sie die eine davon aber in den mitgebrachten Handforb zu bringen veruchte, in welchem schon ein schönes Stück Speck lag, sagte plötzlich der indessen leise herangeschlichene Johann Peter, welcher ihr über die Schulter sah: „Will Sie das vielleicht ins Spital tragen, Katharine? Dann



Katharine rückte ihm dann den einzigen Stuhl, dem man den wichtigen Besuch noch anvertrauen zu können glaubte und wischte ihn mit ihrer zweifelhaften Küchenschürze sauber ab.

hätte ich aber doch ein wenig mehr genommen für die vielen armen Leut'; das ist ja nicht der Mühe wert! Geh' Sie lieber heim damit, aber wiederzukommen braucht Sie nicht — verstanden? Und sei Sie froh, wenn ich nicht den Hannes mit dem roten Kragen hereinrufe und Sie in „Nummer Sicher“ bringen lasse. Ihren Lohn aber haben Ihre Leut' daheim schon aufgegessen.

Die Katharine war so erschrocken über diese unverschämte Wendung, daß sie kein Wort sagen konnte; ganz verdukt packte sie ihre Siebensachen zusammen und nahm „französischen Abschied“.

Als um die Mittagszeit die beiden andern Brüder nach Hause kamen und das Vorgefallene hörten, machten sie große Augen und senkten dann die Köpfe in tiefem Nachdenken: „Der Johann Peter war doch „barbarisch“ gefehlt!“

Das wäre also Nummer drei gewesen! Was aber nun? Wieder war es Johann Peter, der Rat wußte.

Driten in Habenichtshausen wohnte eine „Wäschen“ (Bäschen) von ihnen; sie wußten eigentlich nicht recht, in welchem Grad sie miteinander verwandt seien, man nannte sich aber Vetter und Wäschen von Vater auf Sohn seit Ollms Zeiten, ohne den Stammbaum zu betragen, hatte sich bisher auch wenig um die arme Verwandte gekümmert, und das war auch ganz natürlich, sie hätten sonst am Ende die ledernen Geldbeutelchen ziehen müssen, denn die „Wäschen“ lebte recht kümmerlich von dem kleinen Verdienst, den sie sich durch Flickarbeiten bei den Bauern erwarb. Auch hatte sie eine Strickschule, aber nur während der Wintermonate, die ihr von jedem der wenigen Bauernkinder 30 Kr. per Monat einbrachte; hie und da erhielt sie statt dessen Naturalien: Brod, Kartoffeln, Mehl &c.

An diese arme Verwandte dachte jetzt Johann Peter. Sie würde herzlich froh und dankbar sein, meinte er, wenn man sie aus allen Sorgen herausreißt und ins Haus nehme, wo sie alles, was sie brauche, zur Genüge vorfinde für das „bißchen“ Arbeit, das sie dafür zu thun habe. Und im übrigen sei sie doch auch, sozusagen, von der Familie und würde darum schon auf den Vorteil der Brüder sehen, das verstehe sich ja von selbst.

Die beiden andern machten wie gewöhnlich keine Einwendungen gegen den Vorschlag Johann Peters des Weisen, und dieser übernahm es diesmal selbst, der „Wäschen“ seinen Vorschlag zu machen.

Am nächsten Sonntag-Morgen machte er sich frühzeitig auf den Weg nach Habenichtshausen; es war ein Marsch von guten drei Wegestunden und er wollte am Abend wieder zu Hause sein. Als Überredungsmittel, wenn es dessen überhaupt bedürfen sollte, hatte er einige geräucherte Würste dem Rauchfang entnommen und in die Tasche gesteckt.

Das Häuschen (wenn man der aus Lehm gebauten Hütte aus Höflichkeit diesen Namen geben will), worin die „Wäschen“ ein Stübchen hatte, lag so ziemlich am Ende des Dorfes, wo die ärmsten der Armen wohnten.

Seine wie Taubenhals schillernden, erblindeten und norddürftig noch hie und da in Blei gefassten Fensterscheiben waren an manchen Orten mit Papierstreifen überklebt. Um das winzige Gärtchen daneben war von alten Bohnenstangen ein dürftiger Zaun gezogen, auf welchem jetzt die Sonntagswäsche ausgebreitet war, um vollends bis Mittag zu trocknen, damit man sie wieder anziehen könne. In dem kleinen Höfchen hinter dieser Behausung watschelten zwei Enten herum und stürzten sich mit Wohlbehagen kopfüber in einen Tümpel;

auch einige Hühner gaderten herum und suchten sich ihre spärliche Nahrung. Doch nicht der „Wäschen“ gehörte dieses Federvölkchen, nein, so reich war sie nicht! ihr gehörte nur die schwarz- und weißgefleckte Miese, die sich da auf dem Fensterbrett zwischen dem Rosmarin- und Gelbveigeleinstocke sonnte und den Ankömmling erstaunt anblinzelte.

Dieser, Johann Peter, war vorsorglich erst im Dorftrug eingekehrt, ehe er bei der „Wäschen“ seinen Besuch machte, denn er wollte sie seiner Beköstigung wegen nicht in Verlegenheit und Unkosten bringen, darum wartete er auch bis gegen 12 Uhr, da 11 Uhr die Essenszeit der Leute auf dem Lande ist.

Dennoch fand er, in das niedere Stübchen eintretend, die „Wäschen“ noch bei Tische, d. h. mit essen war sie schon fertig, davon zeugte das Häufchen abgezogener Kartoffelschalen, die auf dem rotglasierten, mit einem sehr sinnreichen Töpferreim geziereten irdenen Teller lagen, sonst aber standen keine Speisereste auf dem Tische; entweder hatte die „Wäschen“ leere Schüsseln gemacht, damit es „schön Weiter“ gebe, wie man auf dem Lande sagt, oder sie hatte auf den hellen Sonntag wirklich nichts anderes gehabt, als abgefottene Kartoffeln, denn es war auf dem ungedeckten Tische nichts weiter zu sehen als das Salzfaß und das Brod. Doch ja, da stand auch noch ein winziges Töpfchen mit Zwetschenmus oder etwas dem ähnlichen, doch das war offenbar nur ein Schaugericht, denn der Inhalt sah bereits ganz eingetrocknet aus.

Die Landleute haben nämlich den eigentümlichen Ehrgeiz, andere gerne glauben machen zu wollen, daß sie besser speisen, als dies gewöhnlich der Fall ist. Meines Großvaters Hause gegenüber wohnte ein nur wenig bemittelter Bauer, der sich jeden Sonntag breitspurig in seinen Thorweg stellte und mit einem zugespitzten Bündelhölzchen in den Röhren herumstocherte, um die Leute glauben zu machen, er habe Tauben verspeißt, obgleich ich darauf hätte wetten mögen, daß er nie gewußt hat, wie die feinen schmecken, denn die wurden alle zu Markte gebracht.

So ganz trocken ging es indessen bei der „Wäschen“ denn doch nicht zu, denn es stand noch ein großer schwarzer Topf auf dem braunangestrichenen tannenen Tische; aus diesem Topfe goß sie in eine buntbemalte Tasse eine hellgelbe Brühe, die sie, vermutlich auch aus Höflichkeit, Kaffee nannte, in der aber sicher keine drei Bohnen jener köstlichen Frucht des „glücklichen Arabiens“ waren, sondern die vielmehr sehr vaterländisch ausah — so argwöhnte wenigstens Johann Peter.

Die „Wäschen“ war eine Vierzigerin von starkem Körperbau, dem jedoch die Fülle mangelte, wenn er auch von Natur dazu bestimmt schien und in bessern Tagen wohl auch befeßen haben mochte; dies deutete eine gewisse Ausweitung der Haut an, die jetzt well und schlaff um Gliedmaßen und Hals hing. Auch das Gesicht hatte unzählige kleine Fältchen, und Farbe und Ausdruck der Sorge, die ihr auch zwischen den drei Duerfalten auf der Stirne saß. Daß sie unverheiratet, auch keine Witwe war, sah man sofort, so wohl an ihrem peinlich netten und sauberen Anzug, welchen Frauen in ihrem Stande meist leicht vernachlässigen, als auch an der ebenso fast pedantischen Ordnung im Stübchen. An den Fenstern befanden sich kleine gestrickte weiße Gardinen, welche wenigstens von innen die mit Papierstreifen verklebten, zerbrochenen Scheiben verdeckten; an der einen Wand stand das „Himmelbett“ mit blau- und weißgewürfeltem Vorhang, hinter welchem sich aber vielleicht nicht viel

mehr als ein Strohsack verbar; an der andern Seite der Wand, wo der schon beschriebene Tisch stand, lief eine an derselben befestigte Bank. Weiter waren da noch einige Holzstühle von ziemlich roher Schreinerarbeit und eine blau angefrischene Kleiderlade, die gleichfalls noch als Sitzgelegenheit dienen konnte und neben dem Plattenöfchen stand, auf welchem die „Wäschen“ im Sommer wie im Winter kochte. Die weißgetünchte Wand war größtenteils mit bunten Bildern, die auf sehr wenig Kunstwert Anspruch machen konnten und mit Stecknadeln darauf befestigt waren, überdeckt. Ein sehr armseliges Mobiliar, aber alles rein und ordentlich.

„Ach, Herr Je! der Vetter Hann-Peter!“ rief die „Wäschen“ ganz erschrocken aus, als dieser zur Thüre hereintrat, und wurde vor Verlegenheit, bei ihrem frugalen Mittagsmahl so überrascht zu werden, feuerrot. „Wo schreibt man denn das hin, daß Ihr auch einmal an einen denken thut? Ach, Herr Jechen! mit was wart' ich Euch denn jetzt auf? Wenn ich doch nur gewußt hätt', daß Ihr mir die Ehr' anthun und mich besuchen wollen thätet, dann hätt' ich ja mit meinem Mittagessen auf Euch gewartet, aber gerade bin ich damit fertig geworden und wollte nur noch ein Schlüchchen Kaffee drauf trinken, weil das so gut für den Magen ist, wißt Ihr?“

Johann Peter biß wacker die Zähne aufeinander, um nicht laut auflachen zu müssen über dieses Schwadronieren, und bei dem Gedanken, daß jene gelbe Brühgeut für den Magen sein sollte, war er nahe daran, sich vor Grauen zu schütteln.

„Na, laßt es nur gut sein, Wäschen!“ sagte er, „und macht Euch keine Sorgen von wegen der Aufwartung, ich bin deshalb nicht herübergekommen, im Gegenteil, ich habe Euch da eine Probe von unsern hausgemachten Wirsten mitgebracht, die Ihr Euch gut schmecken lassen sollt,“ und damit zog er dieselben aus der Tasche und gab sie ihr.

„Wäschen“ Gesicht strahlte, aber doch konnte sie sich erst gar nicht darüber beruhigen, daß sie „augenblicklich so gar nichts im Hause hätte, das sie dem Vetter Hann-Peter mit Ehren vorsetzen können.“

Erst als dieser ihr gestand, daß er bereits in der Dorfschenke eingekehrt sei, weil er sich hätte denken können, daß „eine ledige Frauensperson nicht allzeit auf den Gesichtsmack einer Mannsperson eingerichtet sei,“ gab sie sich zufrieden.

Ja, der Johann Peter war ein feiner Diplomat, und obgleich ein alter Junggeselle, wußte er doch recht gut mit Damen umzugehen!

Bald saßen sie denn auch gemüthlich beieinander und nachdem die Familienneuigkeiten durchgesprochen waren, fing Johann Peter an, direkt auf sein Ziel loszusteuern.

Sich mit einem raschen Blick in der Stube umsehend, begann er: „Was Ihr doch alles so sauber und so ordentlich habt, Wäschen! — Ihr gemahnt mich an unsere selige Ann-Marie, die hat's auch verstanden, ein Haus in Ordnung zu halten, aber seit die tot ist, geht bei uns alles zu Grund, und wir Brüder haben gar keine Freund' mehr an all' den schönen und guten Sachen, die wir haben. Warum? Es ist alles aus Rand und Band gekommen durch die fremden Weiberleut'! — Ich mein' als, ich nehm' Euch mit, Wäschen — da wären wir alle miteinander versorgt. — Was sagt Ihr dazu?“

Die „Wäschen“ war im ersten Augenblick ganz verwirrt, wurde bald blaß und bald rot und war wie auf den Mund geschlagen, denn sie glaubte nicht anders,

als Johann Peter hätte ihr damit einen Heiratsantrag gemacht, und dies kam ihr natürlich ganz unerwartet, obwohl der Gedanke, Herrin des gelben Hauses zu werden, ihr durchaus nicht mißfiel; den Mann müßte sie aber, wohl oder übel, mit in den Kauf nehmen, wenn ihr auch die Persönlichkeit und noch weniger der Charakter des Freiers besonders zusagte.

Mit butterweicher Stimme sagte sie daher: „Ach, geht mir doch, Vetter Hann-Peter, Ihr macht doch gewiß nur Spaß und wollt mich utzen! Wie käm't Ihr denn auch dazu, jetzt noch an mich zu denken, und —“

Nun merkte dieser das komische Mißverständnis, und fürchtend, er könne seinen Zweck vielleicht verfehlen, wenn er es darauf ankommen lasse, daß sie sich in ihrem Irrtum ihm gegenüber kompromittiere, fiel er ihr rasch in die Rede: „Wäschen,“ sagte er darum, „guckt, thut uns die Freundschaft! Denn wenn Ihr es uns weigert, dann muß einer von uns heiraten — und das wär' doch „konträr!“ — Wenn einer von uns überhaupt hätt' heiraten wollen, dann könnt' Ihr Euch schon denken, wo man angeknöpft hätte! Aber das ist ja nie einem von uns eingefallen. Drum besinnt Euch und geht mit mir; es wird Euch nicht gereuen!“

Die „Wäschen“ machte ein langes Gesicht, als sie so grausam ihrem Irrtum entrißen wurde:

„Raum gedacht,

Ward der Lust ein End' gemacht.“

Aber sie faßte sich schnell. Der Vetter Hann-Peter durfte ja beileibe nicht merken, daß sie ihn falsch verstanden habe.

„Gerr Je, Vetter,“ sagte sie daher rasch, „Euer Vorschlag kommt mir so unerwartet, daß ich gar nicht weiß, was ich dazu sagen soll! Das muß ich mir doch erst recht überlegen, denn seht, ich hab' doch hier meine eigene Haushaltung, brauch' niemand nichts zu fragen, bin im Ort ästimmert — ja, und dann, Ihr seid doch alle drei ledige Bursche, da könnt'n die Leut' drüber schwätzen — — ich weiß doch nicht — —“

„Warte,“ dachte der Johann Peter, der Politikus, „da müssen wir andere Saiten aufspannen, sehe ich!“ Ganz trocken sagte er daher: „Je nun, zwingen wollen wir Euch gerade nicht, Wäschen. Wenn Ihr meint, es thäte Euch nicht passen.“

„Je, Vetter!“ fiel sie ihm aber nun gleich ins Wort, aus Angst, er möchte andern Sinnes werden; das wäre ihr nur sehr unangenehm gewesen, und wenn sie denn einmal nicht Herrin des gelben Hauses werden konnte, so war es gar nicht so übel, wenigstens als Haushälterin darinnen schalten und walten zu können; dann gab es keinen Gelbrübenkaffee mehr und keine trockenen abgekochten Kartoffeln. „Ja Vetter, seid doch nicht gleich so kurz geknüpft! Ich hab' ja grad noch nicht nein gesagt, und daß ich mir die Sach' erst ein bißchen überlegen will, das könnt' Ihr mir doch auch nicht übelnehmen.“

„Nun, wißt Ihr was, Wäschen,“ sagte Johann Peter lächelnd darauf, „die Mädchen halten sich, wie ich gehört habe, wenn sie uns Heiraten gefragt werden, gewöhnlich drei Tage Bedenkzeit aus; so lang wollen wir denn auch warten, wenn Euch das recht ist. Habt Ihr Euch dann besonnen und wollt meinen Vorschlag annehmen, so könnt' Ihr auf unsere Kosten ein Wägelchen nehmen und gleich mit Sack und Pack zu uns kommen. Paßt es Euch aber nicht, dann thut es uns zu wissen, daß man auch weiß, woran man ist. Jetzt aber ist es Zeit, daß ich an den Rückweg denke, denn durch den langen Wald möcht' ich bei Nachtzeit doch nicht allein laufen.“

Die „Wäschen“ hatte indessen keiner dreier Tage bedurft, um sich die Sache zu überlegen, denn schon am Abend des zweiten kam ein Bernerwägelchen vor das gelbe Haus gefahren, und auf dem Wägelchen stand die blau angestrichene Kleiderlade und auf der Lade saß die neue Haushälterin in ihrem besten Putz. Wahrscheinlich hatte die „Wäschen“ Angst gehabt, der gute Platz könnte ihr noch entgehen und dieses hatte ihren Entschluß beschleunigt.

Für eine Weile ging denn jetzt alles ganz prächtig im gelben Hause und die Brüder vermeinten sich jetzt auf immer geborgen und aller Sorge für die Zukunft enthoben. Allein nach und nach glaubte Johann Peter, der Wachsame, zu bemerken, daß das Essen schlechter und immer schlechter werde, als ob das Fett im Hause mangle, um es gehörig zu schmelzen, und dennoch gaben die Kühe soviel und so gute Milch wie irgend vorher; auch in den Mehlpreisen fehlten offenbar die Eier, und doch legten die Hühner noch ebenso fleißig als früher. Wohin kamen sie? — Sollte etwa die „Wäschen“ alles allein essen? Wohlgenährt genug

dazu sah sie jetzt aus; da war kein Fältchen mehr in ihrem Gesicht zu sehen, das nun so rund und so glänzend war wie der Vollmond; und auch die welke, schlaffe Haut, welche früher um ihren Körper hing, als sei sie ursprünglich nicht für denselben bestimmt gewesen und zu weit ausgefallen,

hatte sich nun recht hübsch und glatt ausgefüllt, so daß die Besitzerin ein ganz stattliches Frauenzimmer geworden war. Dies alles gab dem alten Gräbeler, Johann Peter, Veranlassung, sich wieder aufs „Spekulieren“ zu verlegen. Lange aber wollte es ihm diesmal nicht gelingen, etwas zu entdecken, was seinen Argwohn hätte rechtfertigen können, denn die „Wäschen“ war eine schlaue, geriebene Gevatterin.

Da endlich traf es sich einmal, daß jener eine Stunde früher als gewöhnlich von der Arbeit kam, er wollte etwas holen, das ihm dabei fehlte, und mußte seinen Weg durch die Küche nehmen. Hier sah er nun zu seinem größten Erstaunen die Botenfrau, mit welcher das gelbe Haus sonst nie Geschäfte gehabt hatte, die soeben aus den Händen der „Wäschen“ einige hübsche Butterballen, sowie eine Anzahl Käse und Eier erhielt, um sie in den großen Botenkorb zu legen, der neben ihr stand; auf dem Küchentisch aber prangte eine prächtige Torte, und mehrere Flaschen Wein mit prahlerischer Etikette ließen vermuten, daß sie keine niedere Sorte enthielten.

„Aha,“ dachte da Johann Peter, „das ist also des Pudels Kern? — Ei,“ wendete er sich an die „Wäschen,“ „was für ein Namenstag soll denn gefeiert werden, daß Ihr Euch so in Unkosten setzt, Wäschen? Oder was ist sonst für ein Feiertag, von dem wir

nichts wissen? Boz' Clement, die Tort' und den Wein wollen wir uns aber einmal schmecken lassen, wir haben doch schon lange nichts Gutes mehr gehabt! — Die Butter aber und die Eier und der Käse“ bleiben da — und Ihr Gue-Gret,“ wandte er sich an die Botenfrau, die nicht minder erschrocken war als die „Wäschen,“ „macht jetzt, daß Ihr zum Haus hinaus kommt, und merkt Euch: wir haben in Zukunft nichts mit Euch zu verhandeln, wir können unsre Sachen selber essen! — Verstanden?“

Die Botenfrau ließ sich dies nicht zweimal sagen, packte ihren Korb auf und entfernte sich ohne Widerrede.

Nun kam die Reihe an die „Wäschen.“

„Hört einmal, Wäschen!“ sagte er zu dieser mit einer Freundlichkeit, die nur verkappter Spott war und daher um so empfindlicher, „es kommt mir vor, als ob Ihr die Lust bei uns nicht gut vertragen könntet, Ihr seht merkwürdig übel aus; drum mein' ich, es wäre besser für Euch, und vielleicht auch für uns, wenn Ihr wieder heim nach Habenichtshausen ginget, und

das je eher, je besser. Ich will gleich ein Wägelchen für Euch bestellen, Ihr braucht Euch um nichts mehr zu bekümmern; geht und packt Eure Sachen!“

Die „Wäschen“ fing nun natürlich an zu weinen und über Andank zu klagen, aber Johann Peter ließ sich nicht rühren; ohne weiter ein Wort zu verlieren, ging er, um ein Fuhrwerk zu bestellen, und es blieb der Tortenliebhaberin nichts übrig, als aufzustehen und dem gelben Hause mit all' den guten Sachen, die noch auf dem Küchentisch standen, Lebewohl zu sagen.

Ja, Johann Peter machte kurzen Prozeß! —

Das war nun Nummer vier gewesen, und noch war kein volles Jahr verstrichen, seit der seligen Ann-Marie Tod! Wo sollte das noch hinaus!

So dachte auch Johann Peter. „Das geht ja noch über die Katharine und übers Bohnenlied!“ dachte er, „kann man denn gar keinem Menschen mehr trauen? Da hab' ich Wunder gemeint, was ich Gescheites ausgeheckt hätte, wenn ich jemand aus der Freundschaft ins Haus nähme, und gerade die hat uns verkauft und verraten, die hatt' uns am Ende noch Haus und Hof für Torten und Wein verhandelt. Das kommt man doch nicht so fortgehen lassen und die Augen dazu schließen. Aber was jetzt?“

Er sann hin und her und zerbrach sich den Kopf, aber es wollte ihm absolut nichts Passendes einfallen, auch hatte er sein früheres Selbstvertrauen doch ein wenig verloren nach all diesen trüben Erfahrungen.

Da sah er denn einmal des Abends bei seinem Nachbar, dem Schreiner-Jost, auf der Bank vor dessen Häuschen und klagte demselben die verschiedenen Verdrießlichkeiten, die man mit all diesen Frauensleuten



Auf dem Wägelchen stand die blau angestrichene Kleiderlade und auf der Lade saß die neue Haushälterin in ihrem besten Putz.

gehabt, sowie seine gegenwärtige Verlegenheit um eine neue passende Haushälterin.

Der Nachbar hörte ihn stillschweigend an, dann sagte er bedächtig: „Ja, Ihr habt recht, Johann Peter, es sind schlimme Erfahrungen, die Ihr da gemacht habt in dem einzigen Jahr — und werdet, schätz' ich, noch mehr machen, wenn Ihr das Ding nicht anders angreift.“

„Ja,“ meinte Johann Peter verdutzt, „wie meint Ihr denn das —? Wie sollen wir's denn angreifen?“

„Um,“ machte der Nachbar, „es muß eben einer von Euch heiraten. —“

Johann Peter sprang bei diesem Worte auf, als ob ein Pistolenschuß dicht an seinem Ohre abgefeuert worden wäre.

„Einer von uns — — heiraten?“ und er schnappte nach Luft; „das ist doch nur Euer Spaß, Nachbar!“

„Warum Spaß? Ihr seid drei ledige Bursche und braucht jemand, der Euch die Haushaltung führt und zum Rechten sieht, und das thut niemand besser als eine richtige Frau. Wie Ihr mit fremden Weiberleut' dran seid, das habt Ihr nun gesehen; mit einer habt Ihr auf die Art Verdruß gehabt, mit einer andern wieder auf eine andere. Warum? Es waren eben halt Fremde, die Euch nichts angingen. Das Wäsche ging zum wenigsten Euer Hab und Gut nichts an, aber eine Frau, eine ordentliche, rechtschaffene Frau wird auf das Euerige sehen, weil sie teil dran hat, versteht Ihr? — Und dann, Nachbar, will ich Euch noch was sagen, Ihr dürst mir's aber nicht übel nehmen — seht, die Leut' schwätzen auch so allerhand, wenn so drei ledige Bursche mit fremden Frauensleuten wirtschaften. Ich weiß natürlich, daß all das nur dummes Gewäsch ist, denn ich kenne Euch, aber gut wär' es doch, wenn Ihr dem Ding ein Ende machen und heiraten thätet.“

„Ach, geht mir doch weg, Nachbar!“ gegenredete Johann Peter fast ärgerlich über solche Zinnmütze, auch vielleicht noch immer ungewiß, ob er den Rat des Nachbarn wirklich für Ernst nehmen sollte. „Ich glaub' als, Ihr wollt mich ugen — — wir und heiraten! Was denkt Ihr denn? Wir sind ja alle drei nicht mehr jung und welches Mädchen möcht' denn so einen alten Burschen auch nehmen? Und wenn auch, wir kennen ja gar keine, wenigstens keine, die für unsereinen passen thät. Denn seht Nachbar, bei uns war's nicht wie bei vielen andern, die ins Wirtshaus und auf den Tanzboden gingen, daran durfte keines von uns

Geschwistern denken; wir sind anders aufgezogen worden, da hat es geheißen: am Werktag schaffen, denn darum hat er den Namen, und am Sonntag in die Kirch' gehen, denn dazu ist er gesetzt. Unser einziges Vergnügen war, wenn es Sonntags schön Wetter war, ein Spaziergang ins Feld, um nach den Acker zu sehen, oder auch in den Wald, um uns das Holz anzusehen. Bei der Gelegenheit kommt man aber selten mit Frauenspersonen zusammen; die wollen überall hingeführt sein: auf den Tanzboden, auf Kirchweihen und was weiß ich wohin alle; und das können wir nicht, das ist bei uns nicht Mode — nein, Nachbar, das geht nicht!

„Ei nun,“ meinte der Nachbar, „Ihr müßtet eben eine nehmen, die nicht mehr ganz jung ist und nicht mehr nach dem Tanzboden und dergleichen verlangt.“

Ich kann Euch sagen, man ist doch viel besser dran, wenn man einmal in die Jahre kommt, wie Ihr und ich, wo man versorgt sein will, wenn eine ordentliche Frau im Haus ist; Ihr könnt mir's glauben, noch keine Stund' hab' ich's bereut, daß ich geheiratet hab'!

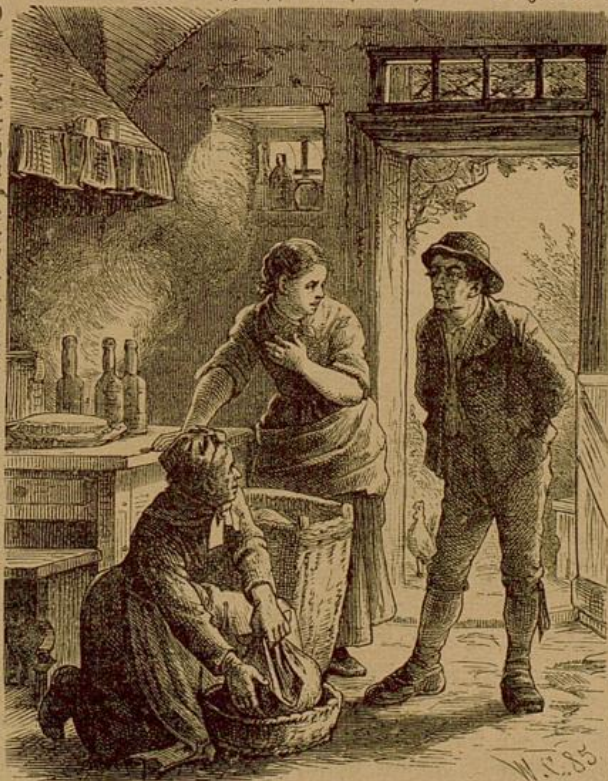
„Ja,“ gestand Johann Peter zu, „Eure Frau, Nachbar, die laß ich gelten, das ist eine Staatsfrau! Aber die ist auch eine Ausnahme, die ist nicht wie die andern: da muß man Respekt haben! — Ja, wenn man so eine bekommen könnt,“ meinte er nachdenklich, „da könnt' man weiter darüber reden.“

„Nun, wenn's weiter nichts ist,“ sagte da der Nachbar, „da könnt' vielleicht geholfen werden — d. h., wenn Euch die Sach' wirklich Ernst ist.“

„Wie meint Ihr denn das?“ kam es etwas unsicher von Johann Peters Lippen.

„Nun seht, Nachbar, wie Ihr da eben so von meiner Frau gesprochen habt, daß wenn Ihr so eine kriegen könntet, nichts dagegen einzuwenden hättet, da dacht' ich so in meinem Sinn: deine Frau hat ja noch eine Schwester daheim, dacht' ich, die so ziemlich grad so ein Charakter ist und justament wie sie einer von den Nachbarn brauchen könnt': nicht mehr ganz jung, aber ein sauberes Weibsbild, genau, aber nicht geizig, und fleißig und still. Guckt, Johann Peter, das wär' so Euer Geschäft.“

Johann Peter versank nach diesem „Angebot“ in tiefes Nachdenken. Endlich, nachdem man noch eine geraume Weile herüber und hinüber geredet, wurde man einig, daß Johann Peter „das Ding“ einmal mit seinen Brüdern überlegen wollte. Der Nachbar Schreiner dagegen versprach, daß er seine Schwägerin auf



„Ei, was für ein Namensdag soll denn gefeiert werden, daß Ihr Euch so in Unkosten setzt.“

künftigen Sonntag „kommen lassen“ wollte, damit man sich so ganz gelegentlich sehe, und wenn sie dann einem von den Brüdern gefalle, so wolle der Nachbar selbst sie „fragen“.

Johann Peter überdachte den Vorschlag den ganzen folgenden Tag; endlich beim Abendessen, das, wie auch das Mittagessen, diese paar Tage, während deren die Brüder wieder selbst dafür hatten sorgen müssen, sehr frugal ausgefallen war, hielt das Haupt der Familie folgende Ansprache an die beiden andern:

„Hört einmal, Ihr zwei! Das Ding kann nicht so fortgehen! Wir gehen dabei zu Grund, wenn nicht Ordnung in die Sache kommt. Mit den fremden Weiberleuten ist es aber nichts, das haben wir jetzt vollauf gesehen — es hilft nichts: einer von uns muß heiraten.“

Wenn der Blitz zwischen die beiden gefahren wäre, so hätte dies keinen größeren Schrecken verursachen können, als diese letzten Worte ihres Bruders.

Dem Johann Philipp blieb die Kartoffel, die er gerade verpeiste, im Hals stecken, und Johann Jakob ließ den Topf mit Sauermilch, den er in der Hand hielt, fallen, sodas der weiße Strom sich über den ganzen Tisch ergoß.

„Ja, so ist es,“ begann jener von neuem, nachdem das Gleichgewicht in den Gemüthern wiederhergestellt und die Sauermilchüberschwemmung aufgetrocknet worden war. „Ja, so ist es. Und da ist auch noch ein anderer Grund, der das notwendig macht: unser Nachbar, der Schreiner-Jost, hat mir heut' gesagt, daß die Leut' schon anfangen, über uns zu reden, weil wir drei ledige Burche mit fremden Weibspersonen wirtschaften thäten, und das Gerede könnt' uns am Ende in unsern Geschäfte schaden, wißt Ihr? Also einer von uns muß heiraten; jetzt kommt es nur noch darauf an, welcher?“

Der vortreffliche Redner dachte dabei natürlich nicht, daß diese Notwendigkeit auch an ihn selber herantreten könne, er war ja der älteste und vermeinte daher außer Frage zu stehen. Er sagte daher zu Johann Jakob dem jüngsten und daher naturgemäß nach seiner Meinung der geeignetste Heiratskandidat von den Dreien:

„Guck, Johann Jakob, du bist der jüngste und ein Staatsburich bist du auch, das muß wahr sein, du mußt“ —

„Was!“ unterbrach ihn aber dieser voller Schrecken und wurde krebsrot, „was, ich soll heiraten? Das sollt mir auch noch einfallen, daß ich für Euch zwei die Köb' durch den Bach schleppen sollt! Nein, das thut' ich nicht; wenn einer von uns heiraten muß, so ist an dir zuerst die Reih', Johann Peter, grad' weil du der älteste bist.“

Johann Philipp schwieg, als von ihm vorderhand nicht die Rede war, mänschenstill, und ließ seine Brüder ihren edlen Wettstreit ruhig fortsetzen.

„Geh' doch und schwätze kein so unvernünftiges Zeug,“ sagte hierauf Johann Peter, „ein Mädchen, das nicht grad darauf rechnet, bald Wittfrau werden zu wollen, die nimmt doch lieber einen Jungen als einen Alten, — ich hab' ja schon einen ganz grauen Kopf.“ —

„Und meiner!“ widersprach Johann Jakob ganz eifrig, „fängt der vielleicht nicht schon an grau zu werden? Ja, und wenn ich heiraten müßt', dann wär' ich nach den ersten vierzehn Tagen gewiß schon schlossenweiß. Und grad' weil ich der jüngste bin, nachher hätt' ich ja das Kreuz wahrscheinlich am allerlängsten zu tragen. Und warum müßt' denn auch ich grad' das sein,

das seh' ich doch auch nicht ein! Da ist ja auch noch der Johann Philipp, das ist so ein Feiner, Stillter, der thät', mein' ich, noch am besten dazu passen.“

„Wer? — ich?“ rief jetzt dieser ganz entsetzt aus. „Ja, ich wär' auch grad' der Rechte! Ich weiß ja gar nicht einmal, was man da zu so einer Frauensperson sagen muß. Eh' ich das thut', lieber häng' ich mich an einen von unsern Birnbäumen auf. Nein, der Johann Peter ist der Gescheiteste, der hat Recht: wenn denn einer von uns heiraten muß, so paßt der jüngste am besten dazu.“

Da waren jetzt also zwei gegen einen — und das Ende vom Lied war daher, daß der arme Johann Jakob nachgeben mußte, freilich mit einem schweren Seufzer und nicht ohne großen Kampf.

Die Person des Heiratskandidaten wäre somit festgestellt gewesen, und nun rückte Johann Peter mit dem Vorschlag des Nachbarn hervor, der gründlich durchgesprochen wurde, d. h. nur von Johann Peter und Johann Philipp, welcher letzterer seine heimliche Freude, daß das Ehestandsschicksal so gnädig an ihm vorübergegangen, nicht verbergen konnte, und jetzt so rebselig war und auf das arme Opferlamm, den Johann Jakob, hineinsprach, wie das ganze Jahr hindurch nicht. Dieser letztere aber machte eine so jämmerliche Miene, als er warte er jeden Augenblick den Dorfbarbier, der ihm sechs Zähne auf einmal ausziehen solle.

Der Nachbar Schreiner seinerseits hielt Wort und am nächsten Sonntag kam richtig die vorgeschlagene Braut, seine Schwägerin, welche in einem benachbarten Dorfe, kaum eine Stunde weit entfernt, wohnte, auf dessen Einladung herüber.

Auch hatte er, was deren Persönlichkeit betraf, durchaus nicht übertrieben, denn die Bine war wirklich ein Kapitalsfrauenzimmer: kräftig und gesund, und das rote, runde Gesicht sah treuherzig aus dem weißen „Käppchen“ heraus. Dieses „Käppchen“ war damals noch die weibliche Nationaltracht jener Gegend; es war gewöhnlich von weißem, sehr feinstärktem Bique und hatte die Form und beiläufige Größe eines Aufsteckkammes, so daß es kaum den Wirbel des Kopfes bedeckte. Die Haare waren vorn glatt geschheitelt und über die Ohren gestrichen und hinten zu einer Art Chignon aufgenommen und unter dem „Käppchen“ mit einem Aufsteckkamm, den man aber nicht sah, befestigt. Unter dem Kinn, zu dem zwei sehr schmale Ohrklappen führten, lagen drei Maschen bunten Bandes. Der übrige Anzug der mutmaßlichen Braut bestand aus Rock und Jacke von blaugedrucktem Kattun, einem buntfeidenen Halstuch, das sie um die Schultern geschlagen trug, und einer großen grünen Merinoschürze, die ihr noch die Hüften bedeckte. Einen sehr feinen Geschmack hatte die Bine nicht, wie man sieht, aber alles um und an ihr war solide, ordentlich und reinlich.

Diesen Eindruck machte sie auch auf die drei Brüder, welche unter irgend einem Vorwand, einer nach dem andern zu dem Nachbar Jost kamen.

Ganz besonders gefiel es ihnen auch, daß die Bine, obgleich nur auf Besuch, doch die Hände nicht in den Schoß legte, sondern alsbald eine Küchenschürze vorband, die Armel aufstreifte und in der Haushaltung ihrer Schwester rüstig mithalf. Im übrigen war sie freundlich, aber gesetzt und still.

Es wurde so eingerichtet, daß Johann Jakob, als der letzte, der seine Erscheinung machte, gerade zum Nachmittagskaffee kam, und daher höflicherweise ein-

geladen ward, daran teilzunehmen, was denn auch, nach einigen Umständlichkeiten, wie das so ländlicher Brauch ist, angenommen wurde.

Freilich wagte der „Heiratskandidat wider Willen“ die Vine kaum anzusehen, noch viel weniger das Wort an sie zu richten, doch aber betrachtete er sie beständig, wenn er sich unbeobachtet glaubte, aus dem Augenwinkel mit etwas wie ängstlicher Scheu. Indessen schien sie ihm nicht so übel gefallen zu haben, denn als am Abend beim Nachessen der Brüder die Rede auf sie kam, sträubte er sich gar nicht mehr so sehr gegen dies Heiratsprojekt und als am künftigen Sonntag die Vine wieder kam — welcher, wenn vielleicht auch nicht der Johann Jakob selbst, so doch das gelbe Haus mit allem, was dazu gehörte, in die Augen gestochen haben mochte — da wurde es richtig gemacht und Johann Jakob war ein glücklicher Bräutigam.

Nachdem nun das Schwerste überstanden war, fand er sich merkwürdig schnell in sein Schicksal, ja, es kam dahin, daß er fast mehr in dem Heimatsdorf der Vine anzutreffen war als zu Hause, und zuletzt selbst zu der Hochzeit antrieb, unter dem Vorgeben, er versäume mit dem ewigen Hin- und Herwandern (was aber eigentlich niemand von ihm verlangte, nicht einmal die Vine) zu viel Zeit. Überhaupt hatte sich der gute Johann Jakob, seit er Bräutigam geworden war, ganz merkwürdig verändert: er war viel heiterer und lebhafter geworden; ich möchte fast sagen schöner, auch schlenkerte er nicht mehr so verzweifelt den Kopf und die ungeschlachteten Gliedmaßen, sondern hatte im Bewußtsein seiner Bräutigamswürde, eine viel sicherere Haltung angenommen.

So wurde denn der Hochzeitstag in kürzester Frist festgesetzt. Daß die ganze Sache großes Aufsehen im Dorfe machte, läßt sich denken, auch wollte niemand recht daran glauben, bis man den Johann Jakob im langen Hochzeitsrock und den Bräutigamsstrauß im Knopfloch mit der Vine in die Kirche gehen sah.

Nun glaubten die Brüder, endlich im Hafen der Ruhe angelangt zu sein; alles ging wieder nach altgewohnter Weise in der Hausordnung und man fühlte sich wohl dabei; die Vine hielt, was man sich von ihr versprochen hatte, und alle vier lebten in ungetrübter Eintracht miteinander.

Nach Verfluß von nicht ganz zwei Jahren ließ sich auch eine Kinderstimme in dem gelben Hause vernehmen, lange nicht gehörte Töne für die drei Brüder, die sich erst gar nicht daran gewöhnen konnten; auch Johann Jakob sah das kleine Wesen in der ersten Zeit seines Daseins nur mit scheuen Blicken an und wagte gar nicht, es anzufassen mit seinen Niesenhänden, aus Furcht, es zwischen den Fingern hindurchfallen zu lassen oder zu zerbrechen. Als aber einmal der kleine Johann

Peter II anfang auf allen viere in der Stube herumzukriechen und in der überaus possierlichen Kinderprache zu plaudern, da begannen sie Spaß an dem kleinen Manne zu haben und bald war er der erklärte Liebling aller, und das erste, wonach sie sahen, wenn sie von der Arbeit heimkamen. Jeder trug denn das Seinige dazu bei, ihn zu verwöhnen.

Aber ach, diese Herrlichkeit dauerte nicht lange, denn eines Tages brachte man Johann Jakob, den handfesten Mann, auf einer Bahre nach Hause; er war vom Gerüste gefallen und hatte das Genick gebrochen.

Da zog dann wieder der Jammer in das gelbe Haus ein, denn nicht genug mit diesem Todesfall, der allen sehr nahe ging, auch sonst hatte es den Anschein, als stehe man vor einer unangenehmen Veränderung, da die Vine mit ihrem Kleinen in ihr Elternhaus zurückkehren zu wollen erklärte, um dem Gerede der Leute zu entgehen, wie sie sagte, die sie schon nach den ersten Trauerwochen mit Sticheleien quälten.

„Da hieß es denn, einen raschen Entschluß fassen, wenn man nicht dem frühern Glend entgegengeben wollte;

also wieder mußte einer heiraten. Diesmal war Johann Philipp der jüngste, folglich war er an der Reihe, und natürlich dachte man dabei an keine andere als an Vine — die war man gewöhnt, die kannte man.

Doch diesmal gab es des Heirats wegen kein stürmisches Wetter, denn ehe noch das Haupt der Familie ein Nachwort gesprochen, hatte der stille Johann Philipp, der diesmal nicht im mindesten scheu war, die Vine gefragt, und sie — hatte nicht nein gesagt.

Nach der üblichen Wartezeit war also wieder die Hochzeit im gelben Hause und nach einem

Jahr hatte Johann Peter II ein Schwesterchen.

So lebte man denn wieder zwei Jahre lang in der gewohnten Weise miteinander fort im besten Einvernehmen. Doch auch jetzt sollte es nicht so bleiben, denn eines Tages kam Johann Philipp von der Arbeit heim und klagte über Frost, obgleich es im Hochsommer war, ein allzufalter Trunk war die Ursache. Er mußte sich zu Bett legen und nach einigen Wochen ward wieder ein Sarg aus dem gelben Hause getragen.

Nun war Johann Peter I allein noch übrig von all seinen Geschwistern. Es wurde ihm angst und bange, wenn er daran dachte, daß es der Vine in den Sinn kommen könne, mit ihren beiden Kindern das Haus und ihn selbst zu verlassen, vielleicht gar einen andern zu heiraten. War sie doch noch immer eine „saubere“ Person und hatte zudem jetzt auch Anspruch an zweidrittel des Vermögens durch die zwei Kinder aus beiden Ehen! Schon darum würde es ihr an einem Freier kaum gefehlt haben.

Dies alles ging dem alten Politikus im Kopfe herum und machte ihm Gedanken. Das Alleinsehen,



Es wollte niemand recht daran glau'en, bis man den Johann Jakob im langen Hochzeitsrock und dem Bräutigamsstrauß im Knopfloch mit der Vine in die Kirche gehen sah.

besonders in seinem Alter, war durchaus keine angenehme Aussicht, auch wenn er die große Haushaltung aufgeben wollte. Er bedurfte nach und nach auch der Pflege und das Heiraten war allem nach doch keine so schlimme Sache, wie er sich früher eingebildet, das hatte er jetzt an seinen beiden Brüdern gesehen, die sich merkwürdig wohl dabei befunden hatten. Vielleicht — kurz er beschloß, mochte nun die Antwort ausfallen wie sie wolle, eine Anfrage bei der Vire zu wagen; mehr als nein konnte sie am Ende nicht sagen. „Vorwärts, Johann Peter,“ sagte er zu sich selbst, „frisch gewagt ist halb gewonnen!“

Und die Vire hatte auch wirklich nicht nein gesagt, sie kannte ihren Schwager nun schon seit so langer Zeit und wußte, wie sie ihn zu nehmen hatte, denn sie war eine kluge Frau und hätte das gelbe Haus auch jetzt nur ungern verlassen, da sie sich darin eingelebt hatte, und auch wohl ihrer Kinder wegen.

So wurde denn die dritte Hochzeit dort abgehalten, freilich war es die stillste.

Johann Peter gab in der Folge einen exemplarischen Ehemann und war den Kindern seiner Brüder ein guter Vater, ja er machte zwischen diesen und seinen eigenen zwei Knaben, mit welchen er erfreut wurde, nicht den geringsten Unterschied; auch mit dem Heiraten im allgemeinen, das er in frühern Jahren für eine Thorheit erklärt hatte, war er nun völlig ausgehört, obgleich er den Leuten gegenüber noch immer behauptete, daß er für seine Person nur der Notwendigkeit nachgegeben hätte; wie er denn auch seinem Nachbar damals als er eines Sonntag-Abends mit demselben auf der Bank vor dessen Haus gesessen, seine Heiratsgeschichte als Beleg zu seiner Behauptung, daß der Mensch mit nichts einen freien Willen habe, erzählt hatte. Er schloß mit den Worten: „Denn seht, Nachbar, wir alle drei Brüder wollten nicht heiraten, und doch haben wir alle drei gemußt — aber bereut hat es keiner von uns.“

kenntnis über eine Sache wie das Gefühl befanden. Der eine von ihnen hütete die Ziegen seines Gutsherrn droben im Schwarzwalde und lag den halben Tag auf dem Rücken und schaute in die Luft, ob sich nicht ein Vogel zeigte, den er mit einem Stein erreichen konnte. Oder er kletterte mit seinen Ziegen in dem Gesteine und Gestrüppe umher, und wenn er sie alle überreilt hatte und hoch über ihnen stand, schlug er die Arme über der Brust zusammen, warf das dunkle Lockenhaar in den Nacken, und lachte sie so kräftig aus, daß es weithin schallte. Oder er verfolgte eine Eidechse auf Leben und Tod, oder er balgte sich gar mit dem ersten besten Vorübergehenden herum, dessen Gesicht ihm nicht gefiel. Kurz, er befand sich auf einem beständigen Kriegsfuße mit allem, was da krecht und flucht, und wenn er nichts zu malträtieren, zu verfolgen und zu hassen hatte, so war ihm übel zu Mute.

In einer solchen Verfassung lag er eines schönen Tages müßig auf dem Bauche, schlug mit den Beinen nach hinten aus und kaute aus purer Langweile Gras. Sein Spitz saß neben ihm und schaute ihm aufmerksam zu. Dem Spitz that er nämlich nichts; das war das einzige Wesen auf der Welt, mit dem er in Güte auskam. Der Ziegenhirte sah hinab in das enge grüne Thal, das rechts und links vom niedrigen Gebirge umsäumt war, während der hohe Berges Rücken, auf welchem er selbst lag, sich beinahe in senkrechter Linie aus dem Thale hob. Plötzlich blieb des Burschen herumirrendes Auge an einer Herde Gänse haften, die drunten im Thale schnatterten, und von ihnen glitt sein Blick auf einen kleinen Burschen, der ungefähr gleichen Alters mit ihm sein mochte.

„Was macht denn der?“ sagte er und schaute schärfer hinab. Es war nicht zu verkennen, der Bube strickte.

„Hurra, du alte Strickkathrine!“ schrie der Ziegenhirte mit seiner hellen Knabenstimme, sprang auf die Beine und schwenkte den Filzhut, und der Spitz half ihm in seinem Provocieren und bellte eifrig hinab.

Der kleine Stricker sah herauf, wunderte sich über den lärmenden Gesellen und strickte ruhig weiter. Das verdroß den Ziegenhirten, er verdoppelte seinen Schlaruf und nahm endlich einen Stein auf; aber er ging dabei nicht hinterlistig zu Werke, sondern schrie:

„Paß auf, du —“ und damit flog der Stein dem Gänsehirt an den Kopf. Der sprang nun auf, legte seinen Strumpf zur Seite und beugte sich über den kleinen Bach, welcher die Wiese durchschnitt. Er blutete offenbar, denn er wusch sich eifrig mit der Hand die Stirne. Eine Weile schaute der kleine Ziegenhirt der Sache zu, dann setzte er sich plötzlich an eine besonders kahle, steile Stelle des Berges und rutschte von hier auf seinem Leinwandhöschchen so sicher und behaglich hinab, als säße er auf einem Schlitten. Der arme Spitz rutschte in etwas unbehaglicherer Stimmung seinem Herrn nach. Unten stellte sich das Ziegenbiblein vor den kleinen Gänshirten hin, die Hände in den Taschen, mit patzig ausgepreizten Beinen, und sagte zu dessen Troste und zu seiner eigenen Entschuldigung: „Du Gesel.“

Der kleine, bedeutend schwächere Bube sah schlichtern zu dem fetten Gesellen auf, und bei dieser Gelegenheit gewahrte dieser zwei dicke Thränen in seines Gegners Augen.

Da riß er sein blaues Hemdlein auf, zeigte ihm seine sonnenverbrannte Brust und sprach:

„Schmeiß mich auch!“
Aber der blonde Gänshirte schüttelte das Haupt:

Kastor und Pollux.

Von
S. Wilfrieds
Billinger.



nicht daß man sich auf zwei gelehrte Primmer gefast macht, die genau wissen, wie es um die schöne Freundschaft der beiden Griechenjünglinge gestanden, und

sich eine gleiche Freundschaft in deren Sinn zugeschworen hätten — nein, unsere beiden Hirtenbuben wußten nichts von Griechenland, und nichts von Kastor und Pollux. Es waren ein paar kleine zerlumpte Bursche, die mit der Kultur nichts gemein hatten und sich deshalb in gänzlicher Un-